I. 55.

na,

ſchwundene

ür junge Mäd=
en der Welt

I.

In der Küche eines großen Bauernhofes ging es an einem Vormittage, wie immer, recht lebhaft zu. Die Hausmutter selbst war überall um und bei, die achtzehnjährige Tocher Katharina arbeitete wie die Mägde, und diese wie jene hatten keine Zeit zum Herumschauen oder zu Gesprächen vor Eile und Rührigkeit. Es war dieß auch kein Wunder; denn dieser Bauernhof bedurfte einer Anzahl von nahezu vierzig Dienstboten zu seiner Bestellung und für diese war nun täglich zu kochen, und der Hausherr und die Hausfrau sahen mit allem Ernste darauf, daß die Leute ihr hinreichendes, gesundes und nahrhaftes Essen erhielten. Sie hätten es als eine himmelschreiende Sünde angesehen, wenn hierin ihren Dienstboten etwas abgegangen wäre, und besonders der Hausvater sprach öfters zur Hausmutter: „Siehe, liebes Weib! ich bin streng auf die Arbeit, und fordere sie von den Dienstboten, so viel ich vernünftiger und christlicher Weise von ihnen erwarten kann; aber deswegen sollen sie auch eine ordentliche Kost haben, welche ihre Kräfte wieder so gut als möglich ersetzt, die sie mir zu dienen, verwenden. Schalte und walte du in der Küche, das ist dein Ort, daß täglich in meinem Hause eine hinreichende und genießbare Kost auf den Tisch komme, damit Niemand hungrig aufstehe, oder ihn schon anfangs die Speise aneckle; was besonders geschähe, wenn unreinlich gekocht wird, oder zur Bereitung der Speisen allerei verdorbene, stinkende und widrige Sachen genommen werden, die Speisen nicht ausgekocht sind, oder die Köchin voll Schmutz und Schmiere und Schweinerei wäre. Zu dieser Sorge treibt mich als Hausvater mein Gewissen

und der Ausspruch der heiligen Schrift, den die Hausvorgesetzten oft in der Predigt hören: „Wenn aber Jemand für die Seinigen und besonders für die Hausgenossen nicht Sorge trägt, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Ungläubiger.“

Mitten unter dieser geschäftigen Rührigkeit aber hörte die sonst so frische und flinke Tochter des Hauses mit der Arbeit auf, warf einen Blick auf ihre Mutter und entschlüpfte durch die Küche in den schmalen Gang, welcher zu dem Schlafzimmer von Herr und Frau führte und in dessen Nähe auch die Schlafkammer der Tochter war.

Einige Mägde wollten beobachtet haben, daß die Mutter wie von etwas Verdächtigen plötzlich ergriffen, einen Augenblick stehen blieb und dem Töchterchen nachschaute, auch eine eigenthümliche Bläße sich auf ihrem Gesichte zeigte. Doch Alles dieses war schnell vorüber und die Mutter verrichtete ihre Arbeit und ordnete unter den Mägden an wie immer, nur daß es kürzer und einsilbiger geschah, als man es an dieser Hausmutter gewohnt war.

Kurze Zeit darauf verließ die Hausfrau die Küche und ging dem Töchterchen nach, das sich in seine Schlafkammer eingeschlossen hatte, und der Mutter erst nach einem wiederholten Klopfen die Thüre öffnete.

Nun ging aber auch unter den Mägden in der Küche ein geheimthuendes Winken und Deuten an. Die Eine stieß die Andere leise an und die Angestossene nickte, zum Zeichen, daß sie den Wink verstanden, schielte nach dem Gange, indem sie den Mund verdrehte, und gerade wollte das größte Plaudermaul unter den Mägden dem Herzen durch irgend eine Vermuthung und Anspielung Luft machen, als der Hausherr mit seinem Sohne Peter, einem frischen, lebhaften Knaben von zwölf Jahren, den er an der Hand führte, in's Haus trat.

Der Hausherr aber war ein durch und durch ehrenhafter und überall angesehener Gutsbesitzer; eine hohe, kräftige Gestalt, obschon über die fünfzig hinaus, mit offenen festausgedrückten Gesichtszügen, die es zu verstehen gaben, daß es ihm ernst sei mit dem, was er einmal als seinen Willen ausgesprochen hatte, und mit ein paar Augen unter den buschigen Augenbraunen, aus denen Jeder, den ihr Blick traf, ohne alle Worte lesen konnte, was eigentlich gemeint sei. Wenn es nicht bekannt gewesen wäre, daß er Jedem bis in's Kleinste hin gerecht sein wollte, so hätte ihn Mancher für hart und eigensinnig halten können, so fest und entschieden faßte er Alles an und führte durch, was er einmal für recht hielt. Es war das Sprichwort in seiner Gemeinde über ihn entstanden: „er weiß gut zu geben und zu nehmen."

Seine Dienstboten fürchteten ihn mehr, als sie ihn liebten; hielten aber doch gern bei ihm aus, denn, obwohl er sie strenge zur Zucht und Ordnung und Arbeit anhielt, so war er doch wieder für sie in Noth und Krankheit besorgt und hilfreich, und reuete ihn dann nichts. Er hatte für die kranken Dienstboten ein eigenes, trockenes und heizbares Zimmer herrichten lassen; und wenn ein bedenklicher Fall eintrat, so mußte ein sicherer und flinker Mensch mitten unter der drängendsten Arbeit, bei Tag und Nacht und bei jedem Wetter zu dem Geistlichen und Arzte sich begeben. Aus seinem Dienste hatten schon viele, wie man sagt, weggeheirathet und auch da ließ er Keinen oder Keine, die es verdienten, leer ausgehen. Ein paar Knechte und Mägde hatten auch wegen ihrer langen und treuen Dienstzeit bei ihm öffentliche Ehrenzeichen und Belohnungen erhalten.

„Jetzt sage ich dir, Peter, noch einmal und zum letzten Mal, mit den Veitl-Kindern gehst du nicht mehr spielen auf dem Felde und noch weniger im

Walde. Nicht, weil das arme Kinder sind; denn man kann arm und brav sein, sondern weil die Veitlkinder schlecht erzogen sind und böse Gewohnheiten haben. Sie sind unruhig in der Kirche, lärmen und schreien auf der Gasse, wie Wilde, werfen Steine aufeinander und in Gärten und Feldern stehlen sie Obst und was sie erwischen, schrecken und schinden die Thiere und lügen, was ich Alles selbst an ihnen beobachtet habe. Such dir bessere Kameraden zu deinen Gespielen. Wenn du nur ein einziges Mal noch mit ihnen umgehst, so gibts Strafe. Merk's Peter!" Damit ließ der Vater die Hand seines Sohnes los und gab ihm einen tüchtigen Ruck zum Hause hinein. Der Junge eilte weinend nach dem Wohnzimmer und setzte sich ganz erschüttert und schluchzend in eine Ecke.

Man hatte die Stimme des zurechtweisenden Vaters durch die untern Räume des Hauses bis in die Küche erschallen hören, und darüber verloren die Mägde jeden Redefaden über Tochter und Mutter. Unter der Thüre war der Hausherr stehen geblieben, hatte nach der abwesenden Hausfrau gefragt und nach erhaltener Antwort seine Schritte wieder in den Hof hinaus gemacht, er sah dabei aus, als ob ihm noch etwas Anderes unlieber wäre, als der Umgang der Peter mit den Veitl-Kindern.

Mit der Weile wurde die Essenglocke für die Dienstboten geläutet, und bald darauf kamen sie aus dem Garten, den Scheunen und Stallungen herzu und begaben sich, die männlichen in die Knechtsstube, die Mägde in die Küche, wo sie ihr Mittagmahl erhielten. Es war in diesem Bauernhofe schon lange in Uebung, daß Knechte und Mägde abgetheilt assen, um keine Veranlassung zu geben, daß Ungebührliches sogar während der Tischzeit geredet und gethan werde, welche gute Christen in dankbarer Erinnerung an Gott, dem Geber alles Guten zubringen.

Unter der Aufsicht der Hausmutter, die sich indeß wieder in der Küche eingefunden hatte, wurden die Speisen angerichtet und in gewaltigen Schüsseln aufgetragen, und nachdem man an beiden Orten das laute Gebet, wie von einem Chore, vernommen hatte, wurde es stille.

Während dem hatte der Hausvater sich in die Wohnstube begeben, wo Peter noch ganz still in seiner Ecke saß und den Kopf hängen ließ.

Ein Dienstmädchen war eben beschäftigt, für Herrn und Frau und die Kinder den Tisch zu decken, was sonst die Tochter des Hauses that. Auf die kurze Frage, warum dieß heut die Kathi auch wieder nicht thue, erhielt der Hausherr die Antwort, die Hausfrau habe ihr, der Magd befohlen, es zu thun. Dabei blieb's; denn der Hausherr ließ sich nie in lange Gespräche mit den Dienstboten ein und am allerwenigsten über seine Familien-Angelegenheiten. Diese wurden von ihm als ein Geheimniß bewahrt.

Noch beteten die Dienstboten das Tischgebet zur Danksagung, als auch der Hausvater, die Hausmutter und Peter ihr Tischgebet verrichteten und dann sich anschickten Platz zu nehmen, um zu essen. Wo bleibt doch wieder die Kathi? fragte der Hausvater mit einer heftigen, starken Stimme, worüber die Hausmutter erschrack und auch Peter zusammenzuckte.

„Kathi ist nicht wohl," sagte die Hausfrau so ruhig und unbefangen, als möglich. „Sie sagt, sie habe gar keinen Appetit und wolle ein Stündchen ruhen."

„Ist doch sonderbar," sprach der Hausvater und schüttelte den Kopf „diesen Morgen noch hat ihr das Frühstück wohl geschmeckt." Die Hausfrau sprach nichts darauf, und wäre ihr lieber gewesen, wenn er einen andern Diskurs angefangen hätte. Doch, er fing wieder an: „das Mädel ist jetzt oft unwohl.

War doch immer gesund, wie ein Reh und lebendig, wie ein Vogel auf dem Baume. Es fehlt jetzt bald dort, bald da und mit ihrer Munterkeit ist es auch aus. Was fehlt ihr denn eigentlich? Wenn sie krank ist, so schick' um den Arzt. Dieses Davonschleichen, Verstecken und Herumbrüten im Hause kann ich nicht leiden." Die Mutter suchte das Unwohlsein ihrer Tochter ihrem Manne nach Frauenweise zu deuten, so gut es ging. Er fragte auch nicht mehr weiter. Als aber die Mahlzeit zu Ende war, bedeutete er seinem Söhnchen, daß es sich entferne. Und jetzt fragte der Hausvater scheinbar ganz gleichgiltig: „Wann war der Jägerbursche des Grafen zuletzt da?" „Das ist, meines Wissens, schon über ein halbes Jahr her," antwortete die Mutter. „Seit du ihm das Kapitel gelesen hast, ist er nicht mehr in unser Haus getreten."

„Die Kathi wird sich ja doch nicht in diesen Burschen vergafft haben und an Herzweh leiden?" fuhr der Hausvater fort. „Mir kömmt es schon so vor, als wenn sich das Mädel abhärme; sie schaut nicht mehr so fröhlich und hell mir in die Augen. Es ist Zeit, daß dieses ein Ende nehme. Rede doch als Mutter unserer Tochter einmal ordentlich in's Gewissen und sage ihr, sie müsse morgen wieder ihren Arbeiten nachgehen und bei Tisch erscheinen, sonst nehme ich sie in's Examen."

Damit stand er auf und verließ die Stube. Er pflegte sonst nach Tisch ein kurzes Schläfchen zu machen; aber dießmal ging es nicht, er war zu aufgeregt und schlenderte so im Hof und Feld herum. Kathi, sein einziges Töchterlein, lag ihm im Sinne. Wie hatte er der äußerlich so rauhe und kurz angebundene an seine Freude an ihr gehabt! Sie war sein Glück Augentrost lange Jahre in der späten Ehe, Himmel ihm auch noch den Peter dazu schenkte,

auf den er eigentlich gar nicht mehr gehofft hatte. In ihrem ganzen Leben bisher war keine Spur von Unwohlein, Kopfhängen, Schmerz und Gram. Wie hatte sie ihren Vater in Mühe und Schweiß des Tagewerkes, in seinen vielen und schweren Sorgen bei einem so großen Hauswesen durch ihre heiteren Scherze und fröhliches Lachen zu erfreuen gewußt. Sie stimmte oft sein ganzes Herz um, und er erkannte es als eine köstliche Himmelsgabe und einen Segen für's Haus, ein so heiteres und fröhliches Kindergemüth um sich zu haben, das noch die ganze Welt anlacht, weil es das Böse nicht kennt und den Kummer nicht. Wo war nun die heitere Fröhlichkeit seines Herzenskindes hingekommen? Unwillig sprach er beinahe laut: „Sie hat sich in den glattzüngigen verführerischen Jägerburschen vergafft. Nein, diesem Menschen, von dem eigentlich Niemand recht weiß, wo er her ist, gebe ich meine Tochter nicht, nein, nie und nimmer! Es kann nicht sein, es geht nicht!“

Kathi, die Gedanken an diesen Burschen mußt du fahren lassen! Mit solchen Gedanken und Selbstgesprächen schritt er herum und hatte tiefes Leid in sich. Manchmal durchzuckten ihn andere Gedanken auch noch über sein Töchterlein; aber das wollte er am wenigsten glauben, das hielt er für unmöglich. Erst am Abend kehrte er nach Hause zurück.

Die Mutter war, als sich ihr Gatte nach dem Mittagessen entfernt hatte, auf ihrem Sitze geblieben, und Thränen tropften auf die in ihrem Schooße verschlungenen Hände. Kathi hatte ihr nicht mehr blos Sorge, sondern Kummer, bittern Kummer bereitet. Statt der fröhlichen Offenheit und kindlichen Hingebung fand sie an ihr regbare Launen und düstere Verschlossenheit; auf alle Fragen einsilbige ausweichende Antworten. Zudem hatte sie beobachtet, daß Kathi, wenn auf den Jägerburschen die Rede kam, in un-

willige Aufregung gerieth, nicht einmal seinen Namen mehr hören wollte, wie sie sagte und eines über das andere Mal die Farbe wechselte. Darnach begab sie sich zu ihrer Tochter, um ihr den Befehl des Vaters anzukündigen. Aber da aus ihr gar nichts herauszubringen war, und sie nur immer über Kopfschmerzen klagte, ließ sie endlich die Mutter allein und ging ihren Geschäften nach.

Abends erschien Kathi wieder in der Wohnstube und zwang sich zu einiger Heiterkeit, so, daß der Hausvater an die gute Wirkung seines Befehles glaubte, und die Sache für dießmal auf sich beruhen ließ. Man begab sich nach abgehaltenem gemeinschaftlichen Abendgebet zeitlich zur Ruhe.

II.

Morgens in aller Frühe schon schritt der Hausvater zwischen dem Pferdestalle und der Scheune auf und ab; denn es sollten an diesem Tage zwei weite Fuhren unternommen werden. Die Hausfrau war ebenfalls mit ihren Mägden in der Küche beschäftigt, dem zur Reise sich anschickenden Manne und Knechten das Frühstück herzurichten.

„Wer hat das kleine Thor am Garten diese Nacht offen gelassen?“ hörte man die Stimme des Hausherrn vom Hofe her rufen. Da keine Antwort zu erfolgen schien, wurde die Frage noch einmal gestellt. Die Knechte wußten nichts. Damit begnügte der sorgfältige Hausvater sich nicht, sondern fragte in der Küche. Die Mägde sahen einander an und wußten auch nichts. „Kann ja sein,“ bemerkte die Hausfrau, „daß man dieses Thürl zuzumachen vergessen hat,“ ohne sich in ihrer Arbeit irre machen zu lassen. „Hm, hm, brumte der Hausvater, abgeschlossen habe ich's selber,“ und war eben im Begriffe, dort nachzusehen, ob nichts verletzt sei, als er vom Oberknechte nach dem Stalle

gerufen wurde, nach den Hufen eines Pferdes zu ſehen, die ſchadhaft ſchienen. Darüber vergaß er einſtweilen das Thörchen, ſchritt zum Stalle, das Pferd zu unterſuchen und da der Schade nicht viel bedeutete, wurde das Einſchirren in die Fuhrwägen beſorgt, damit gleich nach dem Frühſtück abgefahren würde. Das Gartenthürl blieb vergeſſen.

Als das Fuhrwerk abzog, reichte die Hausfrau ihrem Gatten die Hand zum Abſchiede und wünſchte eine baldige und glückliche Wiederkunft; ſah dem Zuge noch eine Weile nach, während ſie ein Vater unſer betete, damit der liebe Gott die Reiſenden behüten möge; dann aber ging ſie ſelber zu dem Gartenthürl, um nachzuſehen, denn es war ihr hintennach die Bemerkung ihres Gatten über das offene Thürl mehr aufgefallen, als ſie anfangs es beachtete. Dazu mochte ſicherlich beitragen, daß dieſes Gartenthürl ſchon vor Monaten einmal der Verräther eines Einſchleichens geworden war. Sie fand dieſes ſonſt feſt verriegelte Thürl offen; aber keine Verletzung daran und auch keine auffallenden Fußſpuren herum.

Während ſie ſich wieder in das Haus begab, dachte ſie: „Nun heute ſcheint Kathi wieder in den hellen Tag hinein ſchlafen zu wollen,“ und ging mit haſtigen Schritten zur Schlafkammer der Tochter. Aber welch' ein Anblick erſchreckte ſie, als ſie die Thüre geöffnet hatte? Das Bett ſtand unberührt da — große Unordnung war ſichtbar. Kleidungsſtücke lagen über Tiſch und am Fenſter und hingen an der Wand, wo ſie nicht hingehörten; der Kaſten, wo Kathi ihr Beſtes aufzubewahren pflegte, ſtand offen, es war darin herumgewühlt worden. „O meine Tochter, o mein heiliger Gott, o meine Kathi!“ rief die Mutter mit einem eigenen Schmerzenston aus und fing zu wanken an. Eine Magd aus der Küche hatte es gehört und eilte ängſtlich nach

der Unglücksstätte. Die Frau war auf das Bett hingesunken, zuckte fortwährend und ein wimmerndes Jammern stieg aus ihrem Herzen. Todtenblaß war ihr Gesicht. „O, meine Frau, was ist ihnen geschehen?“ rief die Magd und lief weinend wieder hinaus, um die Tochter zu rufen. „Kathi, Kathi,“ erscholl es bald durch das ganze Haus — aber jeder solcher Ruf war wie ein Messerstich in das Herz der Mutter. Endlich erholte sich die Frau doch von ihrer ersten Betäubung, und ein Strom von Thränen erleichterte das jammernde Herz. Sie wollte nun allein sein.

Es war offenbar, daß ihre Tochter entflohen sei. Und warum? Auch das war ihr jetzt unzweifelhaft; obwohl sie früher, wenn sie also etwas bei Katharina denken wollte, es nicht festhielt, und es sich ein über das andere Mal ausredete, daß dieß gar nicht sein könne.

Der sündhafte Fall ihrer Tochter, der einzigen Tochter, ihre heimliche Flucht zerdrückte fast die arme Frau. Ach seufzte sie dann — „wenn doch das Mädel zu einem reumüthigen Bekenntniß gekommen wäre; o hätte ich sie dazu angehalten!“ und wenn sie aber an die Schande dachte, die über ihre Familie und über das Haus gekommen, und vornehmlich an ihren Mann — wußte sie nicht aus und nicht ein. Sie rang die Hände und schluchzte: „Es ist meines Mannes Tod, das kann er nicht überstehen.“

Die zwar derben aber einfachen Dienstboten konnten es sich anfangs gar nicht denken, daß die einzige Tochter eines so großen und angesehenen Bauernhofes bei Nacht und Nebel davongelaufen sei, um vor den Augen bekannter Menschen ihre Schande zu verbergen, die sie nicht mehr verheimlichen konnte — es schien ihnen dieß ungeheuerlich. Endlich fragte der Oberknecht, um das durcheinanderfahrende Gerede auf

Eines hinzulenken: „Hat einer den Jäger wieder gesehen?“ „Nein, nein,“ hieß es allerseits. „Der Jäger ist schon seit zwei Monaten aus seinem Dienst beim Grafen getreten und hat weitfort eine Stelle erhalten,“ berichtete Eine der Mägde, die das von ihrer Schwester wußte, welche beim Grafen in Dienst stand.

„Und wenn doch der Bursche ein solches Unglück über den sonst so ehrsamen Bauernhof gebracht hätte!“ rief der Oberknecht die Faust erhebend aus. Einmal darauf hingelenkt, wußte nun Jedes Etwas zu erzählen, wie es der Jäger anzustellen gewußt, um mit Kathi zusammenzutreffen, und wie die Kathi von Stund an ein anderes Mädchen geworden, ihre Fröhlichkeit verloren und schlechtes Aussehen bekommen und dergl. in dessen Folge es dann auch unter den Dienstboten fest zu stehen kam, daß Kathi fortgelaufen sei, wahrscheinlich dem Jäger nach, der sie ganz verzaubert habe. Mit vieler Aufregung und Verwirrung über so etwas bei Ihnen Unerhörtes gingen sie zur Arbeit, und es war Jedem, als trage er auch an der Schande mit, welche über das Haus und die Familie gekommen und scheute sich vor den Leuten. Sie hielten noch auf die Hausehre und die Ehre der Jungfrau; worüber sich leider jetzt gar Viele hinaussetzen, was einen tiefen Verfall des sittlichen Lebens anzeigt.

Die betrübte Mutter hatte doch wieder Fassung gewonnen, und ließ, nachdem sie dem Peter in die Schule zu gehen befohlen hatte, den alten treuen Oberknecht zu sich rufen, um sich mit ihm zu berathen. Es wurde beschlossen, dem auf der Reise sich befindenden Vater keinen Boten nachzuschicken, weil es doch möglich sei, daß das unglücklich Mädel sich in der Nachbarschaft aufhalte, seine Flucht bald bereuen und vielleicht gar im Laufe des Tages wieder heimkehre. Dann wäre dem Hausvater das schreck-

lichſte Leid vor der Hand erſpart. Der Oberknecht ſolle ſich aufmachen und erſt in der Umgebung ſich umſchauen, ob nicht Spuren der Flüchtigen zu entdecken ſeien — und wenn dieſes umſonſt, zu der vier Stunden weit entfernten Baſe ſich begeben, ob nicht dort vielleicht Kathi Zuflucht geſucht; zudem wurde auch eine Magd in's Pfarrdorf geſchickt, um vorſichtig nachzufragen.

Obwohl ſich nun bei der Hausfrau ein namenloſer Schmerz eingeſtellt hatte über die Schande, welche ihre entwichene Tochter über die Familie gebracht und Jammer und Kummer herbeigeführt hatte, ſo blieb ſie doch Mutter, bei der die Barmherzigkeit für ihr verirrtes Kind die Oberhand behielt. Sie hätte die Schande gefaßter ertragen, wenn ſie ihr Kind wieder gehabt hätte. Ein nie gekannter Schrecken bemächtigte ſich ihrer bei dem Gedanken, was auf der Flucht aus Kathi endlich werden könnte, ja werden mußte. Den ganzen Tag hoffte die arme Frau auf ſichere Nachricht — ſie kam nicht. Der alte Oberknecht kam erſt am andern Tage heim; hatte aber keine Spur gefunden. Bitterlich weinte dann die Mutter — aber die Hoffnung gab ſie doch nicht auf. Daß ſich Kathi ein Leid angethan habe, oder ſich anthun werde, fiel ihr nicht ein; denn dieſes Aeußerſte von Verwilderung und Verzweiflung, dieſe Ausgeburt eines ruinirten Glaubens lag dazumal noch ziemlich weit von dem Kreiſe der menſchlichen Gedanken. Ungemein aber quälte auch die ſchmerzvolle Hausfrau, daß der Augenblick immer näher kam, an dem ihr Eheherr zurückkäme, was auf den Abend des zweiten Tages vorhergeſagt war. Was ſollte ſie ihm da ſagen? Wie wird er dieſes Entſetzliche ertragen? Sie hätte ſelbſt lieber auf und davon gehen mögen.

Es war noch nicht Abend desſelben Tages geworden, an dem Kathi die Flucht ergriff, als ſich

dieſe ſchon wie ein Lauffeuer durch die Umgegend verbreitete. Bei ſo vielen Dienſtleuten und ſo vielfältigem Verkehr mit der Nachbarſchaft war es auch nicht möglich, dieſe traurige Geſchichte geheim zu halten. Hatten einmal zwei Weiber über den Gartenzaun oder auf der Dorfſtraße ſich dieſen Vorfall zugeflüſtert, dann war das Weitererzählen nicht mehr aufzuhalten.

Es iſt eine traurige Erſcheinung im Menſchenleben, daß das Unglück, beſonders wenn etwas von Schande daran iſt, ſo ſchnelle Verbreitung findet, und die Menſchen antreibt, dazu noch ihre abenteuerlichſten und liebloſeſten Anſichten, Beurtheilungen und Vergrößerungen beizugeben, wie die Schweine, die ſich in Unreinigkeiten, Unflath und Abfällen wälzen. Sich gar an ſo was zu beluſtigen, hat etwas Sataniſches an ſich.

Im Pfarrdorfe traten die Leute zuſammen in den Stuben und auf der Straße und erzählten ſich mit vollem Munde die Flucht der Kathi. Da ging es untereinander. Der eine wußte ganz beſtimmt, daß ſich die Kathi von dem Jäger habe ſtehlen und in die Schweiz entführen laſſen; der Andere behauptete ebenſo beſtimmt, die Geſchichte mit dem Jäger ſei lange ſchon aus und Kathi dürfe ſich nur nicht mehr ſehen laſſen — ſie ſei verſteckt — bis es wieder anders wird. Einer wollte ſie in aller Frühe mit einem Bündel unter dem Arme um die Zäune ſchleichen geſehen haben; wieder ein Anderer ſagte, daß er ſie ſchon am Abend von einem Manne, den Niemand kannte, begleitet, auf dem Feldwege nach Z. ſehr ſchnell gehen geſehen, und ſo vieles Andere. Schadenfreude ließ ſich auch hie und da blicken, namentlich unter einem gewiſſen Theile der weiblichen Bevölkerung, denn Kathi war ſchön und reich und beliebt geweſen, was Manchen nicht recht iſt, die nicht ſchön, und

nicht reich und nicht beliebt sind, und doch gerne Heirathen möchten.

So viel und Verschiedenes nun aber durch den Mund der Leute ging, so kamen doch Alle darin überein, daß so etwas unerhört sei und diesem großen und ansehnlichen Bauernhof eine unauslöschliche Schande mache. — Die ernstern Männer sahen bei bei dieser Geschichte auf das öffentliche Aergerniß, das da von diesem Hause ausgehe, und sie beeiferten sich weniger noch über das ehrvergessene Mädel, als über den Hausvater selbst, daß er, der doch sonst so streng gewesen gegen Andere, sein Töchterchen nicht besser bewacht habe. „Er hat gar zu viel auf sein Töchterlein gehalten," hieß es, „sie hat ihn ja schon bald um den Finger gewickelt, jetzt hat er's." — Auch die Hausmutter entging dem Tadel nicht, obschon man sie wegen ihrer Herzensgüte viel lieber hatte und mehr bedauerte, als den kurzangebundenen und strengen Hausherrn.

Manche von den Hausvätern und Hausmüttern, die unter Tags viel über die Kathi und ihre Flucht zu reden und zu urtheilen wußten, gaben Abends in ihren Häusern den Söhnen und Töchtern strenge Ermahnungen; und möchten sie auch nicht umsonst gewesen sein!

III.

Gegen Abend kam der Hausvater. Er hatte den Fahrweg verlassen, auf dem nur die Knechte mit dem Fuhrwerke blieben, und einen Seitenweg eingeschlagen, der ihn fast schnurgerade nach Hause führte. Den breiten Hut hielt er in der linken Hand, wie er es gewohnt war, wenn ihm, weil er gewöhnlich stark ging, zu warm wurde. In der rechten Hand hatte er einen tüchtigen Stock, der mit einem Lederriemen um die Hand befestiget war. Das leicht ergraute

aber noch volle Haupthaar, über der Stirne flach abgeschnitten, hing dicht über den kurzen kräftigen Nacken. Sein vorn offener Rock von dunkelm Tuche mit breiten Knöpfen versehen, reichte ihm bis an die Waden, und eine schwarze Weste, kurze schwarzlederne Hosen und Stiefel, die bis an die Knie reichten, vollendeten seinen Anzug. Daran erkannte man ihn schon von Weitem. Er ging anfänglich ruhig sinnend über den Erlös und die Wirthschaftsangelegenheiten seines Weges aber bald fiel es ihm auf, daß die Leute auf dem Felde, sobald sie seiner ansichtig wurden, stehen blieben und mit einer eigenthümlichen Neugierde ihm nachschauten, wie oft einem auffallenden Fremden. Er meinte sogar zu bemerken, daß Leute, die nicht zu weit auseinander standen, sich Zeichen gaben und verstohlen auf ihn hinzeigten. Sein Gruß, den er den Nächsten auf dem Felde zusprach, wurde zwar erwiedert, aber mit Etwas, was ihm seltsam vorkam. Es war nicht der Ton im Gegengruße, den er sonst vernahm. Etwas, wie Furcht fing an, ihn zu ergreifen und vermehrte seine Aufmerksamkeit, und richtig, er fand das Benehmen der Leute gegen ihn immer abstossender. Ein etwa fünfzehnjähriger Bursche aus dem Dorfe mit einem Futterbündel für das Vieh auf dem Kopfe, begegnete ihm, trat scheu aus dem Wege, sah den Hausherrn groß an, grüßte nicht und schaute ihm bedenklich nach. „Was soll das sein," murmelte der Hausvater vor sich hin. Sein Schritt verlor an Sicherheit, als er dem Dorfe näher kam und die Leute offenbar scheu ihm aus dem Wege gingen; ja ein paar arme Weiber verstohlen hinter ihrer nachgezogenen Thüre ihm nachschauten. Beinahe wäre er hinzugetreten und hätte sie um die Ursache ihres Benehmens gefragt, aber er mochte es doch wieder nicht thun.

Jetzt aber kam er mit einem Kleinbauer zusam-

men, der zufällig sich ihm anzuschließen schien, an dem aber der Zurückkehrende eine große Befangenheit bemerkte. „Guten Abend Martin!“ grüßte er ihn, so ruhig als möglich. „Wie geht's dir alter Schulkamerad?“ Der Angeredete zuckte die Achseln und sprach in einem besonderen Tone: „Mir gehts wohl noch erträglich.“ „Wem geht's denn nicht erträglich?“ fragte der Zurückkehrende weiter und ahnte dabei ein Unglück daheim. „Ja, Ja,“ fuhr Martin weiter: „Mancher kommt nicht heim, wie er ausgegangen. Zwischen Nacht und Tag können sich allerlei Dinge begeben, die man für unmöglich gehalten.“

Der Zurückkehrende blieb stehen, heftete einen düstern Blick auf den Sprecher und sagte ernst: „Martin, wem geht das an? Geht das mich an, so halte nicht zurück, sag' was es ist?“ Dunkelroth wurde sein Antlitz. „Ist etwas vorgefallen auf meinem Besitzthum, während ich nicht daheim war, und was?“ Er hatte den Arm des ehemaligen Kameraden gefaßt, daß dieser zusammenzuckte. „Mag wohl geschehen sein, als du noch zu Hause warst,“ versetzte Martin. „Wie es scheint, weißt du von dem Vorfall noch gar nichts, es thut mir leid, daß ich der Erste sein muß, der dir's verkündet. Deine Kathi ist bei Nacht und Nebel davongelaufen, die ganze Gegend spricht schon davon.“ Der Hofherr ließ den Arm Martins los, trat einen Schritt zurück und starrte mit bleichgewordenem Angesichte den Unglücksboten an. Er wollte reden, aber die Zunge bebte. Es zitterte in dem gewaltigen Körper, daß es dem Andern Angst und Grauen einjagte, und der es nun zu spät bereute, diese Trauerpost nicht in einer schonenderen und feineren Weise vorgebracht zu haben.

„Fasse dich, mein Lieber,“ sprach Martin, ihn zu beruhigen, „vielleicht ist Alles übertrieben oder gar

nicht wahr. Ich wollte dir nur sagen, was die Leute erzählen."

Mit Riesenkraft kämpfte der wie vom Blitze getroffene Vater den ersten wüthendsten Schmerz nieder, so daß er nach tiefem Aufathmen seine Sprache wieder fand. „Kathi, sagst du, meine Kathi davongelaufen! Davon spricht die ganze Gegend! Sollte das möglich sein?" Und ein paar große, schwere Thränen traten in seine Augen.

Er sagte nichts mehr, sah eine Weile starr mit blassem Angesichte zur Erde; dann aber suchte er sich aufzurichten, hing sich an den Arm Martins und schlug schwankenden Schrittes den Weg zum Hofe ein. Düster, wie verzweifelt, schaute er zu Boden, als ob er sich schäme, zum lichten Abendhimmel empor oder einem ehrlichen Menschen in's Gesicht zu sehen. Alle zwanzig oder dreißig Schritte blieb er stehen, stützte sich auf seinen Stock und holte tief Athem. Leise schüttelte er mit dem Kopfe und murmelte: „Kathi Kathi." Dann schritt er wieder weiter. Als sie zu dem Thore seines Baumgartens gekommen waren, winkte er Martin, ihn allein zu lassen. An den Thorpfosten sich lehnend, schaute er seinen Hof an, hinter welchem der Abendhimmel noch matt glänzte. „O, daß du in der Wiege gestorben wärest!" preßte sich aus seiner Brust, „dann hätte ich die Schande an dir nicht erlebt! — O ich armer Vater!" Sein Auge verdunkelte sich und er meinte, sein Hof versänke vor ihm. „Magst versinken," murmelte er, „diese Schande bringt mich auch um." Er sank neben dem Thore zu Boden.

Der Oberknecht, welcher den Hausherrn von Weitem hatte kommen sehen, lief hinzu, auch Martin wieder zurück und Beide richteten ihn, da er von einer Ohnmacht überfallen schien, so gut als möglich auf, und legten ihn in dem Baumgarten mit dem

Rücken an einen Baum gelehnt. Der Knecht lief um die Hausfrau, indessen Martin von dem Hausherrn die Kleidungsstücke von Hals und Brust löste und den noch immer ohne Bewußtsein Daliegenden rieb und rüttelte.

Was die Hausfrau bei dieser neuen Schreckens-Nachricht empfand, wer könnte dieß beschreiben? Doch, wie es edler Frauen Art ist, sie vergaß auf ihr Leid und hatte nur das ihres Mannes vor Augen, wendete alle Mittel an, ihn zur Besinnung zu bringen, und als dieß endlich gelang, ihn vorsichtig in's Haus und in's Bett tragen zu lassen. Den Martin hatte sie sogleich nach dem nächsten Arzt geschickt, und ein anderer Mann mußte den Geistlichen holen, um ihrem tödtlich erkrankten Manne beizustehen.

Bis zum andern Tage war der Hausvater wieder bei leiblicher Besinnung und die nächste Todesgefahr war abgewendet. Aber der Arzt selbst konnte der fragenden Hausfrau nicht verbergen, daß auf gänzliche Genesung kaum oder gar nicht zu hoffen sei.

Das Erste, was der Hausherr gefragt, als er wieder zu sich gekommen war: „Wo ist sie?" Und als die Hausmutter darüber in Thränen ausbrach und mit dem Kopfe winkte, daß sie es nicht wisse, wandte sich der Vater mühsam zur Seite, starrte eine Weile die leere Wand an, dann zogen sich seine Fäuste krampfhaft zusammen und er fing an hervorzustossen: „Gottes Zorn!" Darüber war die Mutter über ihren Mann hingestürzt und hielt ihm den Mund zu. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, keinen Fluch des Vaters über unser unglückliches Kind!" jammerte die arme Mutter. „O diese Schande ist mein Tod!" preßte er wieder hervor. „Unser Kind?" — Nein von solchme Kinde will ich nichts mehr wissen, den Namen der Ehrvergessenen will ich nicht mehr hören. Fort nur fort damit," schrie er und die Aufregung

wurde so groß, daß die Mutter es für gerathen hielt, für jetzt mehr nicht hinzuzufügen.

Nach drei Wochen war er wieder insoweit zu Kräften gekommen, daß er in dem Hof und Garten herumgeführt werden konnte. Aber Alles erinnerte ihn wieder an sein Unglück, und riß die Wunden seines Herzens wieder so auf, daß keine dauernde Besserung zu hoffen war. Je weniger man von dem entlaufenen Kinde sagen durfte, desto mehr beschäftigte sich das Gemüth des Kranken damit. Kein Tag verging, an dem nicht mehrere Male sein düsterer Blick an dem Angesichte seiner Frau hing, um sie, obwohl stumm, doch sehr verständlich zu fragen, ob noch immer keine Nachricht von der Urheberin seiner Leiden eingetroffen sei. Je länger die erhoffte Antwort ausblieb, desto erbitterter wurde das Vatergemüth. Wollte ihm Jemand Mitleid bezeugen, so wurde die Qual des Kranken gar am Größten. Ein benachbarter Verwandter hatte die Unvorsichtigkeit bei einem Besuche, daß er diese unliebsame Geschichte zur Sprache brachte, das ergriff den armen Kranken so, daß er einen Rückfall bekam, in Folge dessen er wieder neuerdings das Bett hüten mußte. Ja sein Zustand verschlimmerte sich darauf von Tag zu Tag.

„Besser sterben, als in Schande leben," sagte er seiner Frau, die weinend an seinem Krankenbette saß. „Wäre unser Hof abgebrannt und wäre ich ärmer geworden, als mein geringster Taglöhner, ich könnte es ertragen, — da könnt ich denken, das hat unser Herrgott über mich ergehen lassen. — Aber was uns jetzt geschehen ist, das haben wir uns selber zuzuschreiben, das hat uns das eigene Fleisch und Blut angethan. O Mutter! warum hast du dein Töchterlein nicht besser behütet? und er wand sich in bitterer Schmerzen auf seinem Lager.

„Ach, mein armes Kind!" seufzte die Mutter auf.

„Das arme Kind!“ sagst du,“ entgegnete der kranke Vater und schaute wie voll Grimm nach seiner Frau hin. „Ich will von der Ehrvergessenen nichts mehr hören, die so großes Leid über uns Alle gebracht hat.“ Kein Laut war mehr zu hören. „Am unglücklichsten ist sie doch selber,“ seufzte dann die Mutter, „und solltest du doch sie nicht ganz aus deinem Herzen ausschließen.“

„In meinem Herzen ist kein Platz mehr für sie,“ murmelte der Kranke. Solche Schande über unser Haus und die Familie zu bringen! — Nein, weg damit!“ und er stieß mit der Hand in die Luft, als ob er etwas von sich stoßen wollte. — „Aber Gott im Himmel verzeiht doch dem reumüthigen Sünder,“ fuhr die Mutter nach einer Weile wieder fort.“ Es ist und bleibt doch unser Kind.“

Der Kranke wandte sich wieder mit dem Gesichte gegen die Wand und kein Wort mehr kam aus seinem Munde.

So ging es noch viele Tage, wenn die kummervolle Mutter die Rede wieder auf die verschwundene Tochter brachte. Das Herz des Vaters schien mit der Zunahme seines körperlichen Leidens sich immer nur mehr gegen sein Kind zu verhärten. Der Name „Kathi“ brachte in ihm eine fieberhafte Aufregung hervor und von Verzeihung war keine Rede bei ihm. „Und wenn sie da vor dem Bette auf den Knieen läge und blutige Thränen weinte, ich könnte ihr nicht verzeihen,“ sagte er einmal selbst dem alten Pfarrer, der ihn zur milderen Gesinnung bringen wollte.

„Das ist gar kein Mensch mehr, der den Beleidigern nicht verzeihen will, sondern ist ein grausames Thier geworden,“ sprach der Pfarrer halblaut; „Sich selbst ja soll man nichts verzeihen, dem Nächsten aber wohl“ und entferte sich, indem er der betrübten Frau

zuflüsterte: jetzt hilft einmal Alles nichts, als Beten, daß Gott sein Herz erweiche."

Diese Härte des Vaters gegen sein eigenes Kind, und das gar keine Nachricht von der Verschwundenen aufzutreiben war, obwohl sie überall hin Boten sandte, quälte die arme Mutter entsetzlich; und sie wäre selber unter der Last ihres Leidens zusammengesunken, hätte sie nicht den kranken Mann zu pflegen gehabt und Trost an ihrem Söhnchen Peter, der sich immer inniger an seine Mutter anschmiegte und in seiner Weise ihren Schmerz zu lindern suchte; obwohl er das Wenigste von dem verstand, was die Mutter niederbeugte und dem Vater dem Tode entgegenführte.

Im Herbste fühlte der Kranke sein Ende nahen. Bleich und abgezehrt, lag er meistens still und ruhig da. Die Kraft des Körpers war völlig gebrochen, nur noch dann und wann schien er sich zu erholen; aber da ergriff ihn eine eigenthümliche Entmuthigung und Verzagtheit. An seinem Krankenbette saß die blasse Hausfrau, legte dem Kranken die Kissen zurecht und betete, daß Gott doch den harten Sinn ihres Mannes brechen und dem entfernten Kinde Verzeihung zukommen lassen möge. Geradezu davon mit ihm zu reden, wagte sie nicht mehr; es hatte ihr auch der Geistliche dieß abgerathen. Bisweilen las sie ihrem Manne aus dem Buche des Leidens und Sterbens unsers Erlösers vor, und setzte absichtlich aus, wenn vom Verrath des Judas die Rede war und der Heiland auch selbst diesem die Wange zum Kusse hinreichte. Wenn aber die Worte des Herrn am Kreuze zu lesen waren: „Vater verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun," da fing die Mutter zu zittern an und ihre Stimme stockte unter Schluchzen und Thränen.

Anfangs wurde der Kranke unruhig darüber, und als aber diese Stelle öfter gelesen wurde, meinte er,

sie solle das Buch nur weglegen. Seine Frau legte aber das Buch nicht weg, sondern ließ es wie von ungefähr offen auf dem Bette liegen und ging aus dem Krankenzimmer. Am Nachmittage kam der Geistliche wieder. Wohl über eine Stunde blieb er bei dem Kranken allein. Als er sich entfernte, deutete er der Hausfrau an, daß sie zu ihrem Manne gehen, und noch einmal Fürbitte für ihre unglückliche Tochter einlegen möge. Der Kranke sei weicher als sonst und habe die heiligen Sterbsakramente verlangt, welche ihm andern Tages gereicht werden sollen.

Als die Frau wieder in's Krankenzimmer trat, streckte der Mann ihr die Hand entgegen mit milderem Antlitze, als seit lange. „Du" sagte er bewegt, „ich empfinde, daß es mit mir zu Ende geht. Morgen Früh lasse ich mich mit Gott versehen. Möge dann Gottes Wille mit mir geschehen." „O geh' doch nicht aus dieser Welt," flehte die Hausfrau, „O geh' doch nicht aus dieser Welt, ohne deinem armen Kinde, wenn es reumüthig zurückkehrt, verziehen zu haben. Der liebe Gott verzeiht ja auch uns, wenn wir reumüthig uns an ihn wenden." Thränen erstickten ihre Stimme. Der Kranke hielt ihre Hand fest. „O Mutter, wer wird das Aergerniß gut machen, das wir der ganzen Gegend gegeben, wer wird die Schande von unserer Familie nehmen?" „Das können Menschen nicht," versetzte die Hausfrau „aber Gott kann Vieles — Alles wieder gut machen," setzte sie vertrauensvoll hinzu.

„Das ungerathene Kind hat mir den Tod bereitet," fuhr er matter fort, und ein paar Thränen traten ihm in die Augen. — „Verzeihe deinem Kinde!" flehte die Mutter, „um der Liebe des gekreuzigten Heilandes willen" und sie sank vor dem Lager ihres Mannes auf die Knie.

„Nun ja, wenn Gott ihr verzeiht, will auch ich

ihr verzeihen," flüsterte der Kranke, ließ die Hand seiner Frau los, und legte sich weinend zur Seite. Es war ihm, als ob ein eiserner Ring, der sein Herz umgeben, damit gesprengt worden wäre.

Die Mutter hob sich bei diesem Trostworte, auf das sie Monate lang gewartet, hoch auf und rief: „O Vater, Gott lohn' es dir. Du hast das Bitterste mir von der Seele genommen." Beide Gatten beteten dann zusammen noch einmal und besser, als seit lange, die Litanei vom Leiden und Sterben des Herrn.

Am andern Tage empfing der schwerkranke Hausvater mit auferbaulicher Andacht die heiligen Sterbsakramente, bat Allen ab, wenn er irgend Jemand weh gethan, empfahl seiner Frau die Erziehung seines Sohnes, den er väterlich segnete. Es war ein ergreifender wehmüthiger Auftritt. Nach drei Tagen entschlief er im Frieden.

Die nächste Trauerzeit hielt noch die Wittwe auf dem Besitzthume aus; dann aber verpachtete sie das Gut und bereitete sich zur Uebersiedlung in eine entferntere Gegend, wo Niemand sie näher kannte. Ihr Haus und Hof, wo sie sonst so freudig und thätig waltete, war ihr öde geworden; Alles erinnerte sie an die verschwundene Tochter, an den verstorbenen Vater und selbst die Leute kamen ihr ganz verändert gegen sie vor, seitdem den Hausvater das Grab umschloß. Zudem bedrohte schon ein verheerender Krieg die Grenzen ihrer Heimath, und was sollte da die schwache Wittwe allein auf diesem Hofe? Obwohl sie von der Tochter noch immer gar keine Nachricht erlangen konnte, hoffte ihr Mutterherz doch noch die Verlorne zu finden. Und für sie, die so schmerzlich vermißte Tochter, Tag und Nacht zu beten und sich einzig und allein der Erziehung ihres Sohnes Peter zu widmen, sollte ihr künftiges Tagewerk sein.

Als das Frühjahr begann, war der große Hof

bereits in fremden Händen und die Wittwe hatte mit ihrem Söhnchen die Gegend verlassen.

Solches Leid kann jugendlicher Leichtsinn bringen. So wirkt die Sünde des Kindes in der Familie. Solche Folgen entstehen oft aus einem einzigen Fehltritt. Wie schwer muß aber so ein Fehltritt sein? Wie gründlich erlogen ist der leichtfertige Spruch: „Einmal ist nicht immer, zweimal ist schon schlimmer; fällst du hie und da einmal, fall' nur nicht zum dritten Mal." O Mädchen! fallet nicht zum ersteen Mal!!

IV.

Ihren nächsten Zufluchtsort, wo sie doch noch immer mit ihrer Heimat in einiger Verbindung stand, hatte die Wittwe mit ihrem Sohne bald verlassen müssen, nachdem dort der Krieg schrecklich gehaust. Sie begab sich in die Nähe einer großen Stadt, wo es sicherer zu leben war. Die arme Frau konnte ihre Einnahmen sehr spärlich erhalten, weil der Pächter auch viel von den Kriegsläufen zu leiden hatte. Sie mußte sich sehr einschränken und die Handarbeit zu Hilfe nehmen. Die stille, schwergeprüfte Frau war in der ganzen Nachbarschaft wohl gelitten, denn sie war, wo und wie sie nur konnte, eine treue Helferin in allen kleinen Nöthen, und ihr ganzes Tagewerk bestand in Arbeit und frommen Uebungen.

Obwohl nun schon zehn Jahre vorübergegangen waren, seit die Wittwe ihren großen Hof verlassen hatte und noch immer keine Spur von ihrer verschwundenen Tochter entdeckt worden war, so konnte doch ihr mütterliches Herz die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie ihre unglückliche Katharina noch auffinden und ihr die Verzeihung des sterbenden Vaters überbringen werde.

Ihren Sohn, den Peter hatte sie bald nach ihrer

Uebersiedlung in die Nähe der Stadt bei einem Bäcker in die Lehre gethan, denn er hatte selbst die Mutter inständig darum gebeten, da er gar keine Neigung zur Landwirthschaft hatte und ihm ein gutes bürgerliches Gewerbe ungleich besser gefiel. Es hatte sich dazu eine günstige Gelegenheit in der Nachbarschaft dargeboten, was der Mutter am allerliebsten war, weil sie so den gut gearteten aber lebhaften Knaben unter ihrer besonderen Aufsicht halten konnte.

Die Lehre hatte Peter überstanden. Gerne hätte er seinen Bündel geschnürt und sich in der Fremde umgesehen; allein, dann hätte er seine Mutter verlassen müssen, an welcher sein Herz hing und was sie kaum ertragen hätte und ihm selber zu wehe that. Darum wurde er in der Stadt Bäckergeselle. Er war ein fröhlicher geweckter Bursche, welcher der Mutter manche trübe Wolke aus ihrem Antlitze zu verscheuchen wußte und ihr Trost in der Welt war. In den Feierstunden war Peter stets bei seiner Mutter; Sonntags gingen sie miteinander zur Kirche und dann in's Feld hinaus, was der einstigen großen Hofbesitzerin auf dem Lande lieber war, als alles Leben und Treiben der Stadt und am Meisten ihr Gemüth erfrischte.

Dieses herzlichste Einverständniß zwischen Mutter und Sohn hatte lange gedauert, als auf einmal in Peter eine auffallende Veränderung eintrat. In mancher Freistunde blieb er aus und sein fröhliches Wesen war nicht mehr so klar, als früher. Das scharfe Auge der Mutter hatte bald den wahren Grund von dieser Veränderung herausgefunden, wenn auch Peter mit der Sprache nicht recht heraus wollte. Neue Sorgen, wenn nicht Kummer für die arme Wittwe und Mutter, die bei dem Gedanken schon, daß das Herz ihres Sohnes nicht mehr frei sei, erschrack.

Es stand aber die Sache so:

Peter sollte eines Tages einen Korb voll Brod in ein Wirthshaus bringen, das am Ende der Vorstadt lag. Es war Hochsommer und überaus schwüle Luft. Als Peter seinen Gang antrat, stand bereits ein schweres Gewitter am Himmel, das jeden Augenblick loszubrechen drohte. Indessen meinte der flinke Bursche, er werde sein Ziel schon doch noch erreichen, ehe das Wetter sich entlade. Eiligst schritt er mit seiner Last durch die nächsten Straßen, erreichte die Vorstadt und lief mehr, als er ging, in einen Seitenweg hinein, welcher zwischen Gärten hin ihn näher an's Ziel führen sollte. Indessen aber hatte sich schon der Wind erhoben, Staubwolken wirbelten in der Luft, einzelne Regentropfen fielen wie Blei herab, und ein greller Blitz fuhr vor den Augen Peters durch die wachsende Dunkelheit, so daß er erschreckt ein Kreuz machte, stehen blieb und den gewaltigen Donner über sich hinrollen ließ; besorgt blickte er um sich, ein Obdach zu erspähen, denn es war nicht mehr möglich mit seinem Brodkorbe das Gasthaus zu erreichen. Da sprang in flüchtigen Sätzen ein junges Mädchen quer über den Weg und schloß in höchster Eile ein Gartenthürchen auf, um sich vor dem Wetter zu schützen. Im Augenblicke stand Peter mit seinem Korbe an ihrer Seite und sprach: „du liebes Mädchen erbarme dich meines Korbes.“ „Nur flugs hier herein,“ versetzte das Mädchen, „sonst geht die ganze Geschichte da im Korbe in Teig auf und Ihr könnt' auf's Neue backen.“ Peter mußte über den guten Humor des Mädchens während dem Gewitter lachen und schob sich mit seinem Korbe zum Thürchen hinein, neben welchem an der Gartenmauer von innen eine Art bedeckter Schuppen stand, unter welchen man die Gartengeräthschaften einstellten.

Kaum waren Beide unter diesem Obdache, als das Wetter fürchterlich losbrach. Peter meinte, ein

solches habe er nie erlebt, bekreuzte sich bei jedem zuckenden Blitze und betete. Das Mädchen betete ebenfalls, schaute aber ruhig in's tobende Wetter hinein. Und als es vorüber war, sprach es halblaut: „Gottlob, das hat gut gethan! nun wird Alles wieder recht frisch."

In dem Bäckergesellen hatten indeß allerlei wunliche Gedanken und Gefühle angefangen, sich durcheinander zu drängen. Das Mädchen mochte etwa zwanzig Jahre alt sein und war keine besondere Schönheit; aber ihr munteres Wesen, eine eigenthümliche Herzensgüte, die sich in ihren Zügen aussprach, die ruhige, umsichtliche Entschlossenheit in der Gefahr und das Gottvertrauen in Sturm und Wetter gefiel ihm unaussprechlich: „Wie heißt Ihr?" fragte der Bursche endlich, indem er sich wieder um seinen Korb bückte. „Wir heißen Schorn," sagte das Mädchen, „und hier ist unser Haus und Garten." Der Bäckerbursche hatte ein zierliches Gebäck aus dem Korbe genommen und präsentirte es dem Gärtnermädchen — aber, was er ihr auch zusprach, er mußte es wieder einstecken. „Der Regen hört auf," sprach es zu ihm, „darum machet, daß die Leute ihr Brod bekommen," und öffnete ihm das Thürchen. Peter ging nun, im Herzen so weich, wie er nie gewesen. Das war der Grund seiner Veränderung. Seit dieser Zeit strich der Bäckergeselle gelegentlich um die Gärtner-Wohnung, ob er nicht wieder das Gärtnermädchen sehen könne. Auch hatte er den Gärtner selber aufgesucht, um Blumen zu kaufen, die er seiner Mutter brachte, welche eine große Blumenfreundin war. Wie es zu geschehen pflegt, wenn Einer mit Eifer derlei sucht; in kurzer Zeit war Peter mit dem Gärtner näher bekannt und konnte auch mit „Schorns Hanni," wie das Gärtnermädchen in der ganzen Nachbarschaft hieß, öfter sprechen und umgehen — Alles mit Ehr-

barkeit, aber doch Anlaß genug, die keimende Neigung zu ſtärken.

Recht oft ſieht die junge Liebe Alles an ihrem Gegenſtande im ſchönſten Lichte, und weiß Alles zu loben und zu vergolden — es iſt dieß eine uralte Geſchichte, und macht es ja eine alte Liebe auch noch ſo — aber Peter ließ ſich die junge Leidenſchaft doch nicht ſo gewaltig über den Kopf wachſen, daß er nicht auch mit klugen Bedacht ſich um die Verhältniſſe dieſer Gärtnerfamilie erkundigt hätte. Wenn es da nicht richtig geweſen wäre, wie hätte er ſeiner Mutter unter die Augen treten dürfen mit ſeiner Herzenswahl? Und daß die Mutter nicht auch noch durch ihn neuen Kummer erfahre, auf dieſes ſah der wackere Burſche vor Allem. Die Gärtnerei ernährte Vater und Tochter anſtändig. Brüder hatte Hanni noch zwei: einer war mit in den Krieg gezogen und man hatte in letzterer Zeit gar keine Nachricht mehr von ihm erhalten; der Andere hatte in einer andern Vorſtadt eine eigene Gärtnerei angelegt und ſich verehelicht. Vor etlichen Jahren ſchon hatte der alte Gärtner ſeine Frau verloren, ſo, daß die Tochter, faſt noch Kind, allmählig die Führung des Hausweſens übernehmen mußte. Dieſer Umſtand gab dem Mädchen ſchon früh eine Entſchloſſenheit und Umſicht in ihrem Thun und Laſſen, wie man es ſelten ſonſt findet. Auch ſtand Gärtners Hanni wegen ihrer Sittſamkeit in beſtem Rufe.

Zu der Familie des alten Gärntners gehörte auch ein zehnjähriges liebes Mädchen, daß von Hanni gleichſam wie das einzige Kind angeſehen und behandelt wurde. Das Mädchen ſelbſt hing mit ſeiner ganzen Kindesliebe auch an Hanni, die es wie eine Mutter verehrte. Wem das Kind eigentlich gehöre, konnte Peter auswärts nicht erfahren und beim Gärtner ſelbſt darüber zu fragen, kam ihm zu keck vor.

Er fürchtete heimlich, es möchte bei näherem Nachfragen eine Familienwunde aufgerissen werden, die Niemand schmerzlicher empfindet, als wer in der eigenen Familie an einer solchen leidet. Es machte ihm dieses allerlei Bedenken. Doch als hätte Hanni mitgefühlt, was in Peters Seele sich regte: — als er wieder einen Besuch beim alten Gärtner machte und Beide die Blumen besahen und besprachen, führte sie das kleine Mädchen an ihrer Hand zu den Beiden und sprach: „Hier Bäcker, stelle ich Ihnen unser jüngstes Töchterchen, unsere kleine Marie vor; nein, die wir auferzogen haben zum Trost für meine alten Tage. Nicht wahr, Marie, du bleibst immer bei uns?“ Das Kind schmiegte sich verlegen an Hanni und besah den jungen Mann mit einiger Verlegenheit. „Ihre kleine Marie,“ bemerkte mit erzwungenem Lächeln und fast fremden Tone der Bäcker. „Es ist ihr Pflegekind — und Gott weiß wie, zugekommenes Kind“ — fügte der Gärtner ernst hinzu, daß dieß nicht in unpassenden Scherz ausarte. „Da Marie,“ sprach dann Hanni scherzend weiter, „gib dem Bäcker einmal deine Hand, er bringt dir gewiß ein gutes Gebäck mit, wenn er wieder kommt.“ Aus diesem Scherz wurde Ernst und der alte Gärtner und des Gärtners Töchterchen und der Bäckergeselle trafen vorläufige Uebereinkunft, daß eine Heirath nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, wenn dieß und das und noch Etwas und vorzüglich bei der Mutter Peters Alles in Ordnung komme. Bei Hanni aber war immer das letzte Wort: „Meine Marie bleibt bei mir, die darf mich nicht verlassen.“

Peter eilte noch an demselben Abende zur Mutter, um ihr umständlich zu erzählen, was vorgefallen. Die besorgte Mutter hatte zwar allerlei Bedenken — aber sie wollte die ehrlichen Herzensangelegenheiten ihres Sohnes nicht stören. Keine guten Eltern thun

so Etwas an ihren Kindern. Doch hatte seine Mutter noch viel mehr zu fragen, als Peter dießmal zu beantworten wußte. Sie hatte nun nicht bloß für ihren verstorbenen Mann, ihre verschwundene Tochter, sonde n auch für den Sohn zu beten, daß seine Wahl und Verbindung in Gott geschehe.

V.

Einige Tage später saßen der Gärtner, seine Tochter und Peter vor der Gärtnerwohnung auf der Bank und die kleine Marie lief durch den Garten, um dem Bäcker einen Blumenstrauß zu machen. Da sprach der alte Gärtner: „Weil Sie doch einmal bei uns sich heimisch machen wollen, sollen Sie auch erfahren, wie es sich mit dem Kinde dort verhält. Alle Welt braucht das gerade nicht zu wissen, aber es ihnen vorzubehalten, liegt kein Grund mehr vor. „Doch erzähle du es, Hanni, wie wir zu dem Kinde gekommen sind.“ Die Tochter hielt mit ihrer Handarbeit inne, rief dem Kinde, gab ihm ein Stück Geld und sagte ihm, was es dafür einzukaufen habe. Das Kind gab dem Bäcker die Blumen, nahm das Geld und ging mit aller Lebendigkeit fort. Hanni aber fing an: „Es war an einem stürmischen Herbstabende — ich war damals nicht viel älter, als die kleine Marie, kann mich aber gut erinnern, — als es an der Thüre unsers Hauses erst leise, dann plötzlich sehr heftig klopfte, wie, wenn Jemand um Hilfe rufe. Wir waren alle beisammen in der Stube und erschracken über das ungewöhnliche Pochen, da meine selige Mutter der Thüre am Nächsten stand, ging sie eilig, zu öffnen, erblickte aber Niemanden draußen. Neugierig zu sehen, wer doch möchte geklopft haben, wollte meine Mutter, Gott habe sie selig, die Trittstufen an der Thüre hinabsteigen; als ihr Fuß in der Dunkelheit an einen Korb stieß, der auf den

Stufen war niedergesetzt worden. Sie hob den Korb, der mit einem Tuche bedeckt war, auf und brachte ihn in die Stube. Neugierig, was wohl darinnen sei, drängten wir uns alle hinzu, erschracken aber nicht wenig, als unter dem Tuche ein schlafendes Kind sichtbar wurde, das sorgfältig eingehüllt, kaum sechs Wochen alt sein konnte. Auf der Brust des Kindes war mit einer Stecknadel ein Zettel befestigt, auf dem mit offenbar verstellter Handschrift geschrieben stand: „Um der Liebe Gottes willen, christliche Leute, nehmt dieses Kind auf! Bittere Noth vertraut es Euch an. Das Kind ist getauft und heißt: Maria.“ Mein Mutter reichte den Zettel meinem Vater ohne ein Wort zu sagen, aber ein paar Thränen glänzten in ihren Augen. Der Vater las den Zettel, ging ein paar Mal in der Stube auf und ab und schickte uns Kinder dann kurz und ernst zu Bette. Des andern Tages hieß es, der liebe Gott habe uns ein neues Schwesterchen geschickt, das namentlich ich mit zu verpflegen habe. Dabei blieb's und wir kümmerten uns um Nichts mehr. Das arme Würmchen, pflegte die Mutter zu sagen, hat Gott geschickt. Thun wir ein Werk der Barmherzigkeit daran. Wir gewöhnten uns an das Schwesterchen und ich hatte nun gar eine lebendige Puppe. Von der wirklichen Mutter des Kindes war nichts zu erfahren. Das dauerte ein paar Monate. Da pocht' es Abends, während wir zu Tische saßen, wieder an der Hausthüre, und als der Vater öffnen ging, hing an dem Thürgriff ein Päckchen, in welchem ein Papierstreifchen stack mit der Aufschrift: „Für Maria.“ Es enthielt Kleidungsstücke für das Kind und eigens in einen Lappen gewickelt 3 Gulden; das war also das Pfleggeld.

„Vergebens waren alle Nachfragen, woher dieß gekommen. So geschah es oft, doch nie zu regelmäßigen Zeiten, daher ein Aufpassen nicht thunlich

gewesen. Meine Brüder haben viele Abende auf der Lauer gestanden, um die Spenderin, welche ohne Zweifel die Mutter der Maria war, zu ertappen. Immer umsonst. So ist es auch noch bis heute.

„Es muß ein großes Unglück diese Mutter betroffen haben, daß sie sich von ihrem Kinde getrennt, und eine große Liebe muß sie zu demselben bewahrt haben, daß sie ohne zu ermüden, so sehr für dasselbe besorgt ist. Wir haben dem Kinde bisher nichts von Allem diesen mitgetheilt, um ihm die Harmlosigkeit seiner Jugend nicht zu zerstören; aber wir fürchten jetzt, wo das Kind lernen muß, sich allein über die Straße zu begeben, es trifft einmal eine Begegnung ein, die das ganze Geheimniß dieser Geschichte zerreißt. Mir würde es schrecklich wehe thun, wenn die wirkliche Mutter plötzlich erschiene, und ihr Kind wieder forderte. Mir ist es fast zu sehr ans Herz gewachsen."

Diese Erzählung brachte dem Bäckergesellen fast die Gewißheit, daß der Inhalt derselben seine eigene Familie berühre. „Habt ihr vielleicht den Zettel noch, der damals in dem Korbe gefunden wurde, als man euch das Kind anbot? Es wäre doch merkwürdig, die Mutter der Marie ausfindig zu machen, was mit Hilfe des Zettels leichter geschehen dürfte." sagte er mit möglichster Ruhe.

Hanni war schon aufgesprungen, den Zettel, den sie gut aufgehoben, zu holen. Es war ein abgerissenes Blatt Papier, die Schrift verzogen und offenbar mit zitternder Hand geschrieben. Peter steckte den Zettel zu sich, plauderte noch eine Weile scheinbar gleichgiltig, stand aber dann auf und entfernte sich. Er hatte bisher den Gärtnerleuten mit keinem Worte zu verstehen geben, daß er eine Schwester habe und was mit ihr geschehen.

Als brenne es ihm unter den Füßen, begab sich Peter nicht in die Stadt, sondern nach der Wohnung

seiner Mutter. „Mutter, sprach er dann mit freudiger Miene, ich bringe dir Nachricht von der Schwester Kathi; ich glaube sicher Spuren von ihr gefunden zu haben."

Die Mutter schaute auf. Freudiger Schrecken, Erstaunen, Ueberraschung und Angst malten sich auf ihrem Angesichte. Keines Wortes war sie mächtig. „Denke dir Mutter, die kleine Marie bei Schorn ist so sicher ihr Kind, als ich dieses Blatt in der Hand halte." Damit zog er den Zettel hervor und legte ihn der Mutter hin. Diese sah auf die blasse Schrift, faltete dann die Hände, seufzte tief auf und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen. „O mein Gott!" rief sie schluchzend aus, „ja, das hat Kathi geschrieben, das ist ihre Handschrift; ja, ganz gewiß, das hat Kathi geschrieben!" Sie nahm das Blatt, besah es um und um und legte es dann wieder vor sich hin. „O mein armes, unglückliches Kind, wohin bist du gekommen!" Eine Weile ließ Peter die Mutter sich ausjammern. „Aber, wo ist denn Kathi?" fragte die Mutter in wachsender Spannung. Nun erzählte Peter Alles, was er beim Gärtner vernommen, namentlich wie sonderbar Kathi für ihr Kind gesorgt, sich aber zu verbergen gewußt. Daß sie in der Stadt sich aufhalte, sei außer allem Zweifel. Er wolle sie aufsuchen und müsse sie finden, wenn er auch für eine Zeit lang sein Geschäft darangeben müsse.

„Siehst du, daß ich nicht umsonst gebetet und gehofft habe," sagte endlich die Mutter. „Nur thut es mir leid, daß ich vielleicht Jahre lang in ihrer Nähe gewohnt habe, ohne zu wissen, wie nah ich ihr sei." Auf der Stelle wollte sie zu dem Gärtner, um das Kind, das auch ihren Namen trug und sie so nahe angehe, zu sehen und sich selbst um alle Einzelnheiten der Vergangenheit zu erkundigen. Doch Peter hielt sie zurück: es wüßten ja noch die guten

Leute nichts weiter, und es sei besser, sie erst vorzubereiten. Peter ging in einer ganz eigenen Stimmung in die Stadt zurück und dachte nur, wie er die Schwester ausfindig mache ohne unnöthigem Aufsehen.

Das erste, was er that, war sich in der Gärtnerei auf die Lauer zu begeben. — Aber umsonst. Da erzählte ihm Hanni, seine Verlobte, daß die kleine Marie am Abend auf dem Rückwege aus der Schule von einer fremden Frauensperson sei angehalten und ausgefragt worden, wer denn der Fremde sei, der bei uns aus- und eingehe.

Das Kind habe ihr offenherzig gesagt, es sei der Bäcker Peter, den es recht lieb habe, worauf die Person laut weinend fortgegangen wäre. Dieß trieb ihn nur noch mehr an, der Sache auf den Grund zu kommen; und ein Zufall, war ihm günstig hiezu.

Als er nämlich wieder einmal Abends bei hellem Mondscheine zu der Gärtnerwohnung sich begab, sah er, wie sich dort ein Frauenzimmer zu thun machte, aber eiligst davonfloh, als sie Jemand kommen sah. Peter eilte hinter ihr her, um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Endlich blieb sie vor einem ansehnlichen Bürgerhause stehen, zog einen Schlüssel heraus, blickte noch einmal scheu um, öffnete und verschwand dann, die Thüre hinter sich schließend. Peter trat näher, besah sich aufmerksam das Haus, die Hausnummer und die nächste Umgebung.

Zufrieden' ohne allen Lärm auf die Spur ihrer Wohnung gekommen zu sein, wollte er umkehren, als er in der Nähe einen offenen Laden erblickte. Unter dem Vorwande eine Kleinigkeit zu kaufen, knüpfte Peter mit der Ladenfrau ein Gespräch über gleichgiltige Dinge an. Dann fragte er wie zufällig nach der Nachbarschaft. Er erfuhr von ihr: „In dem Hause dort wohnt ein altes Ehepaar, welches sich von den Geschäften zurückgezogen hat. Die Leute lassen

sich selten auf der Gasse sehen, sollen reich sein, leben aber wie in einem Kloster. Besonders die alte Hausfrau soll ein Ausbund von Wunderlichkeiten sein. Daß die „Lene“ es dabei so lange aushält, ist unbegreiflich.“ „Die Lene,“ fragte Peter. „Wie,“ schwatzte die Frau weiter, „haben Sie ein Auge auf die Lene? Ein sonderbares Mädchen ist's. Man kennt sich nicht recht aus mit ihr. Morgens in aller Frühe in der Kirche, die Erste auf dem Markt, stumm, wie ein Fisch, macht gar nichts aus sich und kümmert sich um Niemand. Und ist doch ein ansehnliches Mädchen, wenn sie es nur sein wollte. Sie muß eine Fremde sein.“

Peter lenkte nun wieder das Gespräch auf andere Dinge, brach dann ab und entfernte sich. Für dieses Mal ging er heim, innerlich froh über das Ergebniß des glücklichen Abends. Anderen Tages war er bei Zeiten bei seiner Mutter, um ihr Bericht abzustatten. Vor Freude weinend sank sie in die Knie, Gott dankend, daß endlich sichere Spuren ihrer verschwundenen Tochter gefunden seien. Am liebsten wäre sie gleich in die Stadt geeilt nach dem bezeichneten Hause zur „Kathi.“ Dagegen wehrte Peter. Er wollte zuerst mit dem Gärtner und der Hanni darüber reden und thun, was diese für das Beste hielten.

Die Verlobte Peters schaute nicht wenig verwundert auf, als sie vernahm, daß ihr Bräutigam die Mutter der kleinen Marie entdeckt hatte, und noch mehr, als sie vernahm, daß sie seine Schwester sei. Im ersten Augenblicke flog eine Röthe über ihr Gesicht. Dann faßte sie sich wieder und sagte: „Gott hat es offenbar so gefügt. Haben wir Barmherzigkeit an dem Kinde geübt, so dürfen wir auch nicht hart gegen die Mutter sein. Sie hat es schrecklich büssen müssen!“ Peter reichte dem trefflichen Mädchen beide Hände dar. „Das soll Dir zeitlebens verzolten werden Hanni!“ rief er bewegt aus.

Nun wurde besprochen, was nun weiters, ohne großes Aufsehen zu machen, geschehen solle. Peter meinte, daß er seine Schwester aufsuchen wolle, aber Hanni sprach: „Laß mich machen; Frauenspersonen wissen am besten sich zu behandeln, besonders in solchen Angelegenheiten.“ Und dabei blieb es.

VI.

Am Morgen hatte die Ladenfrau aus der Nachbarschaft der sogenannten „Lene“ bei dem alten Ehepaar zu wissen gethan, daß am Abend vorher ein junger Bursche gar nicht üblen Aussehens, sich überaus angelegentlich nach ihr erkundigt habe. Es war nun gewiß, daß der Verfolger von der Gärtnerwohnung her ihre Wohnung aufgefunden habe; ihr Geheimniß verrathen und nächster Tage sich herausstellen werde. Dieß bereitete der armen Magd ein bitteres Weh in ihrem Herzen. Wie wird es ihr und ihrem Kinde ergehen, wenn Alles an den Tag kömmt? Zwar durchzuckte sie der Gedanke, der Verfolger möge wohl der Bräutigam der Gärtners-Tochter sein, welche Mutterstelle an ihrem Kinde vertrete, und dieser Bräutigam — mein Gott, wenn er zuletzt gar ihr Bruder Peter wäre! Aber wie sollte ihr Bruder in diese ferne Stadt kommen? Wie solle sich das Alles so gefügt haben? Sie erschauerte vor der nächsten Zukunft, die sich vor ihr zu öffnen schien. Bei der Herrschaft, in der Nachbarschaft und wer immer in der Stadt sie kannte, wußte Niemand um ihr Geheimniß; niemals wurde auch nur die leiseste Anspielung auf ihren verlornen guten Ruf gemacht; jetzt solle das wieder Alles aufgedeckt werden und die Tage der Noth, des Jammers und der Schande von Neuem beginnen. Und was solle sie ihrem Kinde sagen? wie sollte sich die schuldige Mutter vor ihrem Kinde rechtfertigen, das in seiner harmlosen Unschuld nicht ahnt, welcher Flecken an ihrem Namen hängt? Was wird

ihr geſchehen, wenn die Ausſetzung ihres Kindes ruchbar wird? Wird ſie von ihrer Herrſchaft nicht auf der Stelle entlaſſen werden, wenn ſie erfährt, welche Magd in ihrem Dienſte war? Und auch noch einen falſchen Namen angenommen zu haben!

Solche Gedanken und die damit verbundenen Bitterkeiten des Herzens quälten die arme Magd den ganzen Tag hindurch, ſo, daß ſie kaum im Stande war, ihre gewöhnlichen Geſchäfte ordentlich zu verrichten. Wenn ſonſt die ſogenannte „Lene“ nach tagelanger Quälerei von Seite ihrer Hausfrau am Abende in ihr Dachkämmerlein kam, fand ſie allzeit Troſt und Stärkung in dem Gebete vor ihrem Kruzifixe; ſie opferte ihre Leiden, Beſchimpfungen und Unbilden auf mit bußfertigem Geiſte; aber dießmal drängte ſich auch noch zur Furcht vor der Zukunft die Erinnerung an ihre Vergangenheit! Mit einer unausſprechlichen Gemüthsſtimmung ſchwebte ihr das heitere und frohe Leben im Elternhauſe vor; wie man ſie wegen ihrer Schönheit und Munterkeit ſo gerne gehabt; wie einſt kein Wölkchen den Himmel ihrer Jugend trübte. Dann kam das Bild des einſt ſo verführeriſchen herrſchaftlichen Jägers mit der einſchmeichelnden Zunge und dem bethörenden Lobe — vor dem ſie in innerem Abſcheu erbebte, und der Seufzer aus ihrer Bruſt ſich rang: „Wie war es möglich, daß ich damals dem Verführer das Ohr geliehen und thörichter ſündhafter Leidenſchaft Eingang in mein Herz gelaſſen habe?“ Vor ihren Augen erneuerte ſich der mühſam getragene Jammer im elterlichen Hauſe, der ſie nicht mehr ruhen und raſten ließ — antrieb, bei Nacht und Nebel aus dem Vaterhauſe zu fliehen, weit, weit hinweg, wo ſie Niemand kannte. Sie verfolgte mit ihren Gedanken den weiten Irrweg, den ſie gemacht, auf dem die Tochter eines großen anſehnlichen Bauerngutes bei guten Leuten ein Stückchen Brod ſuchte,

um das Leben zu fristen, bis sie erschöpft bei einem einsamen Gehöfte anlangte, wo sie endlich die Hausfrau bewegt, sich ihrer anzunehmen, und die schwerste Zeit unter der Obhut derselben überstehen zu dürfen. Wie sie, kaum leidlich genesen, die Wanderung nach der nahen Stadt angetreten, um sich unter der Menschenmenge derselben zu verbergen; aber mit dem armen Wurme, diesem lebendigen Theile ihrer selber nicht Rath zu schaffen wußte, als ihn andern Menschen anzuvertrauen. Dabei dachte sie auch noch an die dunklen Gerichte, die auch bis zu ihr gedrungen, daß auf dem heimatlichen Gute fremde Menschen hausen, sie ahnte den Tod des Vaters — aber wo die Mutter geblieben, was aus ihrem Bruder geworden, hatte sie nicht erfragen können.

Alles dieses wurde der armen Magd beinahe zu viel, ihr Kopf verwirrte sich, ihre Knie wankten; mit Gewalt mußte sie sich festhalten, um nicht umzusinken. Da fiel ihr Blick auf das Bild des Gekreuzigten. Plötzlich verhüllte sie mit beiden Händen ihr Angesicht, sank mitten in ihrem Dachkämmerlein auf die Knie, weinte eine Weile in ihre Hände hinein und betete dann: „Herr, wende deine Barmherzigkeit nicht ganz von mir.“ Darüber wurde sie gefaßter und ruhiger.

Den ganzen Morgen darauf hatte „Lene“, wie man sie hier nannte, in einer ängstlichen Spannung zugebracht. Jetzt und jetzt, meinte sie, wird Jemand kommen, der ihr Geheimniß zerreißt. Jedes Geräusch in der Nähe der Hausthüre machte sie beben. Doch da an dem Vormittage sich Niemand meldete, mußte der Nachmittag die gefürchtete Entscheidung bringen.

Ihre Herrschaft, das alte Ehepaar, hatte bereits das Mittagsmahl beendet. Lene trug den Rest der Speisen in die Küche zurück, um sich selber davon ein Mittagmahl zu bereiten, aber es war ihr die Lust zum Essen vergangen. Die beiden Eheleute waren gewohnt,

ein Mittagsschläfchen zu machen, obwohl es ihnen der Arzt untersagt hatte. Der alte Herr verfiel sogleich auf seinem Lehnsessel in den Schlaf; die alte Frau aber hatte gewöhnlich noch herumzubelfern, zu kritteln und zu klagen, ehe sie die Treppe hinaufging und in ihrem Schlafzimmer verschwand. So war es auch heute, die Herrschaft schlief und Lene saß an dem Seitentischchen in der Küche voll Gedanken in ihrem Kopfe.

Jetzt wird leise und vorsichtig an der Hausglocke gezogen; sie schlug kaum an, als ob man Schlafende nicht wecken wolle. Leni fuhr in die Höhe; ihr Herz drohte ihr die Brust zu sprengen; es war ihr, als ob der Gerichtsbote draußen stehe und sie vor das öffentliche Volksgericht lade. Sie bebte, daß sie kaum den Fuß regen konnte, einen Augenblick, dann nahm sie sich zusammen, so gut es ging. Sie hatte sich ja schon seit gestern auf den gefürchteten Augenblick vorbereitet und bedacht, was sie sagen und thun wolle. Das wußte sie nun aber freilich nicht mehr, aber sie ging doch, die Thüre zu öffnen.

Da trat nun ein einfaches, sauber gekleidetes Frauenzimmer, ein etwa zehnjähriges Mädchen an der Hand führend, lautlos ein, schaute und horchte um sich im Hause und bedeutete der erblaßten, bebenden Dienstmagd, die Thüre zu schließen. Richtig, es war die Gärtnertochter und ihr Pflegkind, nur zu bekannt seit Jahren, wenn auch niemals so nahe von Angesicht zu Angesicht, wie jetzt. Das Mutterherz hätte aufschreinen mögen — mit Gewalt hielt es an sich. Gleich beim Eintritte links befand sich ein leeres Zimmer, das zum Sprachzimmer diente. Ohne noch ein Wort gewechselt zu haben, öffnete Leni die Thüre und Hanni trat mit dem ganz verblüfften Kinde so geräuschlos als möglich ein. — Die Gärtnerstochter wollte ihre Anrede beginnen und hatte die Frage, ob sie die Mutter dieses Kindes sei, bereits auf den

Lippen, als das Muttergefühl plötzlich alle Zurückhaltung brach und Kathi laut weinend vor ihrem Kinde niederstürzte, es an sich riß, an ihr Herz drückte, mit Küssen bedeckte und mit strömenden Thränen begoß. „Maria, mein Kind, mein Kind!“ schrie sie laut auf. „O, deine arme, arme Mutter bin ich! Mein Kind, mein armes, unglückliches Kind!“ Dann ließ sie das ebenfalls weinende Kind los, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und blieb so eine Weile auf den Knieen liegen; Hanni hatte das erschütterte Kind wieder an sich gezogen und schaute mitleidsvoll auf die jammernde Mutter.

Da trat durch die Seitenthüre der alte Herr, den der Ruf der Kathi nach ihrem Kinde aus dem Schlafe aufgeschreckt hatte, und der höchst neugierig war, was dazu die Veranlassung gegeben, in das Stübchen, blieb ganz verwundert stehen und besah sich die Leutchen. „Was geht hier vor?“ fragte er mit seiner schweren Baßstimme. „Lassen Sie uns noch eine Weile allein, Herr T**, und Sie sollen Alles erfahren,“ sagte Hanni und wichte sich die Thränen aus den Augen. Aber der Hausherr schien keine Lust zu haben. Er trat näher und legte seine schwere Hand der Knienden auf die Schulter. „Lene, Lene,“ rief er theilnehmend, „was soll das bedeuten? Was hast du mit dem Mädchen und dem Kinde?“ Die Angeredete ließ die Hände sinken: „O, habt Erbarmen!“ schluchzte sie auf, „es ist mein Kind, mein armes, unglückliches Kind.“ Der Herr that einen Schritt zurück, blickte erschreckt auf seine Magd, dann faßte er das Kind in's Auge.

„Man muß es glauben,“ sagte er dann halblaut vor sich her. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten.“ Dann ging er schweigend aus dem Zimmer.

„Kathi, fasse dich!“ mahnte nun Hanni, „es wird Alles noch gut werden.“ Bei dem Namen Kathi zuckte die Ueberraschte auf. Sie wollte fragen, aber das Weinen erstickte es; denn der Name rief die

Heimath wieder lebendig in ihr Gedächtniß zurück. „Da, Kathi haſt du dein Kind wieder,“ ſagte nun das treffliche Gärtnermädchen theilnehmend, „ich habe ein paar Worte mit dem alten Herrn zu ſprechen“ und ließ die Kleine bei ihrer Mutter, indeß ſie zum Hausherrn in die Nebenſtube ging. Sie fand ihn am Fenſter ſtehend, das in den Hof ſah. „Nun, das wird eine ſchöne Geſchichte mit meiner Frau werden,“ ſagte er ärgerlich, als er das fremde Mädchen erblickte. „An meinen Tod hätte ich eher gedacht, als daß die Lene eine ſolche Perſon ſei.“ Hanni redete zur Güte von der langen bitteren Buße der Unglücklichen und erzählte dann in der Hauptſache den Zuſammenhang.

Der Herr horchte geſpannt auf und ſein Aerger machte dem Mitleiden Platz. „Ja, brav iſt ſie bei uns geweſen, eine wahre Leiderin,“ ſagte er endlich. „Gott möge ihr den Fehler der Jugend verzeihen. Aber bei uns bleiben kann ſie nun leider nicht mehr. Ich wollte wohl Nachſicht haben, aber mit meiner Frau — nein, das geht nicht. — Schade, ſchade,“ ſagte er dann und trat im Zimmer herum, „Eine Lene bekommen wir nicht wieder.“ Hanni bat, der Hausherr möge der Unglücklichen für den Nachmittag einen Ausgang erlauben, denn von der Familie ſeien Perſonen in der Nähe, welche ſich nach der Verlornen ſehnten. „Nun ja, nehmen Sie ſie in Gottes Namen mit,“ ſagte der Hausherr, „ich will indeß ſehen, wie ich die fatale Sache bei meiner Frau anbringe. Es iſt beſſer, wenn Lene nicht dabei iſt.“ Hanni dankte, ging dann zu Kathi, die ſtumm auf einem Stuhl ſaß, ihr Kind auf dem Schooße, mahnte ſie, ſich zuſammenzurichten und mit ihr nach der Gärtnerwohnung zu gehen. Es ſei Jemand da, welcher ſie dringend zu ſprechen wünſchte. Kathi befolgte dieß, erſchien bald wieder, ſagte ganz ergeben: „Nun mag Gottes Wille geſchehen,“ nahm ihr Kind an die Hand und ging mit Hanni aus dem Hauſe.

VII.

In der Gärtnerswohnung saß Peter schon seit dem Mittage, um den Ausgang des Besuches seiner Verlobten mit dem Kinde abzuwarten. Seine Aufregung wuchs bei jeder Viertelstunde; obwohl er auf die Klugheit und Umsicht der Hanni alles Vertrauen hatte. Nur mit Mühe war seine Mutter zu bewegen gewesen, vor der Hand zu Hause zu bleiben; je nachdem sich die Sache gestalte, werde er sie rufen lassen. Er allein wollte zunächst die Schwester, sollte sie kommen, begrüßen und sie auf das Wiedersehen der Mutter vorbereiten. Der Gärtner war an seine Arbeit gegangen. Peter schritt in der Stube hastig auf und ab, blieb ein über das andere Mal beim Fenster stehen, um nach dem Gartenthürchen zu schauen und ging endlich gar nicht mehr davon weg. Wenn früher etwas von einer Abneigung gegen die Schwester seine Seele bewegt hatte, weil sie ja doch den frühen Tod des Vaters und unsäglichen Jammer der Mutter verursacht hat, und von ihr ein häßlicher Schandfleck auf eine ansehnliche Familie geetzt wurde; es trat dieß jetzt Alles zurück vor dem so eigenthümlichen, man durfte sagen, von Gott herbeigeführten Wiedersehen. „Also hat die Arme doch nicht umsonst gebetet die langen Jahre her," sagte Peter zu sich selbst „und hier in diesem mir so theueren Hause soll das Wiedersehen stattfinden."

So stand er da, als das Gartenthürchen sich öffnete und seine Verlobte, die Schwester an der Hand, welche das Kind führte, in den Garten traten. Kathi blieb eine Weile stehen und schaute besorgt um sich. Hier hatte ihr Herz geweilt seit zehn Jahren. Hanni ermunterte die Zögernde, nur getrost mitzukommen, kein Leid werde ihr geschehen. Peter hatte die Schwester in der Stube erwarten wollen, als er ihrer aber ansichtig wurde, litt es ihn nicht mehr darinnen, er riß

die Thüre auf und ſtand plötzlich vor der zuſammenſchreckenden Schweſter. „Endlich Kathi!“ rief er bewegt aus und reichte ihr beide Hände hin. Kathi ſchaute auf und forſchte einen Augenblick in den Zügen des kräftigen jungen Mannes. „O mein Gott, du biſt mein Bruder!“ rief die Erſchütterte aus und Todtenbläſſe bedeckte ihr Geſicht. Sie wankte; aber Peter war ihr ſchon um den Hals gefallen, hatte ſie an's Herz gezogen und beide Geſchwiſter weinten miteinander zur erſten Begrüßung. Hanni konnte kaum ihrer Bewegung bei dieſem rührenden Auftritte Meiſter werden, und doch freute ſie tief etwas in ihrer Seele und zwar an ihrem Verlobten. Er konnte der reuig Wiederkehrenden die alte Liebe wieder entgegentragen, hilfreich die Hand zur Verſöhnung bieten und damit zeigte er das rechte Herz, das tiefer und wahrer Liebe fähig iſt. Sie war jetzt ſtolz auf ihren Peter, ſie hatte Urſache es zu ſein.

„Nun gehen wir in's Haus,“ mahnte Hanni, „das Schlimmſte iſt ja überſtanden, nicht wahr Kathi?“ Sie ergriff die Hand ihrer künftigen Schwägerin und führte ſie in die Stube. Die kleine Marie ſollte den Gärtner holen. So oft Peter ſeine Schweſter anſah, regte ſich ſein Herz vor Mitleid auf. Wie war ſie vor Kummer, Gram, und vielem Leid gebeugt und getraute ſich kaum ihre Augen zu erheben; wie wenig ähnlich ſah ſie jener Kathi, deren der Bruder ſich noch von daheim erinnerte; wie hatte der Fehltritt und die lange Buſſe darnach ſie verändert! Die erſte Frage der Kathi, nachdem ſie ſich von Ueberraſchung und der heftigſten Gemütsbewegung etwas erholt hatte, war nach der Mutter. Peter tröſtete ſie mit der Hoffnung, daß ſie dieſelbe bald ſehen werde. „Wird auch ſie mich barmherzig aufnehmen?“ fragte ſie kaum hörbar. „Die Mutter wird ſicher nicht härter ſein, als der Bruder geweſen,“ bemerkte Hanni.

Jetzt war der Gärtner eingetreten. Er ging ohne viele Umstände auf Kathi zu und reichte ihr die Hand. „Gott Dank!“ sagte er treuherzig, „daß wir Sie einmal haben; Sie hätten unser Haus doch nicht so scheuen sollen.“ Der gute Mann bedachte nicht, daß wahre Reue sich selbst vor der Liebe flüchtet. Kathi dankte dann für die Liebe und Sorge, welche dem Kinde erwiesen worden. „Ist lange bezahlt,“ sagte der Gärtner. „Die kleine Marie ist uns neben der Freude, die wir an dem Kinde gehabt, zu Hausegen geworden.“ So saß man an jenem Nachmittage zusammen und feierte das erste versöhnende Wiedersehen.

Als der Tag sich zu neigen begann, machte sich die Gärtnerstochter auf und ging zur Stadt, um für Kathi den Dienst bei dem alten Ehepaar zu versehen, bis sich eine andere Auskunft finde. Denn, daß Kathi nicht mehr zu der Frau von Wunderlich zurückkehren dürfe, verstand sich bei dem vortrefflichen Mädchen von selber. „Laß mich nur, Kathi,“ sagte sie abwehrend, als diese Einsprache erheben wollte, „ich werde mit den zwei alten Leutchen schon fertig, sollst es sehen, morgen hoffe ich wieder hier zu sein; indeß kannst du meinen kleinen Haushalt führen.“

Und wirklich, Hanni wußte der alten Frau, die sich anfangs ganz verwirrt zeigte, so bestimmt und so beweglich an's Herz zu reden, ihr so viel von der armen Kathi zu ihren Gunsten zu erzählen, daß die Frau endlich auf Alles einging, was ihr das Gärtnermädchen vorschlug. Andern Tages schon, wurde eine neue Magd eingestellt und Kathi's Habe aus dem Hause geschafft. Der alte Herr aber blieb dabei. „Eine Lene bekommen wir nicht wieder.“

Es funkelten schon die Sterne am Himmel, als Peter seine Schwester aufforderte, ihn nun zur Mutter zu begleiten. Der alte Gärtner war vorausgeschickt worden, die Mutter von dem nahen Besuche in Kennt-

niß zu ſetzen. Kathi's Schritte wankten, je näher man der mütterlichen Wohnung kam und der Bruder mußte alle ihm zu Gebote ſtehende Beredſamkeit aufbieten, ihr den nöthigen Muth einzuſprechen.

Beim Eintritte in die Stube ſank Kathi in die Knie, faltete die Hände, wie zum Gebete und ſchluchzte: „Mutter, Mutter!“ ſonſt brachte ſie nichts über ihre bebenden Lippen. Die Mutter, welche den ganzen Tag im Gebete zugebracht hatte, zeigte ſich gefaßter, las man erwartet hatte.

Ruhig ſtand ſie aus ihrem Seſſel auf, legte den Roſenkranz, den ſie in der Hand hielt bei Seite und ſchritt zur knienden Tochter. Die beiden Hände derſelben ergriff ſie: „Gott ſei gelobt“ ſagte ſie bewegt, „daß ich mein Kind wiederſehe. Du haſt hart gebüßt, unglückliches Kind, Gott wird deine Buße angenommen haben.“ — „O Erbarmen, Verzeihung Mutter,“ ſchluchzte Kathi. Die Mutter hob ihre reuige Tochter auf und zog ſie an's Herz. „Wie könnte eine Mutter ihres Kindes vergeſſen,“ ſagte ſie und die Thränen rannen ihr von den bleichen Wangen. „Kind, du haſt mir viel Leid gemacht, dein Wiederfinden verſöhnt den erlittenen Schmerz.“ Da weinte die getröſtete Tochter ſich am Mutterherzen aus. Keines ſagte mehr ein Wort, bis die heftigſte Bewegung der Gemüther vorüber war. „O möchte der Vater mir nun auch noch verzeihen!“ war das erſte Wort, das ſich aus dem Herzen der Kathi entwand. Da berichtete die Mutter von der endlichen Verzeihung des ſterbenden Vaters, wenn das verirrte Kind wieder reumüthig heimkehren ſolle.

Seit mehr als zehn Jahren war dieß ohngeachtet allem Weh, daß ſich davon nicht trennren ließ, der erſte Freudentag für Mutter und Tochter. „Gott hat's endlich wieder zum Guten gefügt“ ſprach Peter, „und ich habe beſondere Urſache dankbar zu ſein.“

Spät am Abend begleitete der Bruder die Schwester zur Gärtnerwohnung zurück, damit dort das Hauswesen versorgt werde. Andern Tages fand sich die Mutter dort ein und auch Hanni erschien. Es war ihnen, als wenn nach Sturm und Wetter die Sonne wieder hell in die Welt strahle. Wehmüthig zwar blieb die Freude, aber es war doch eine wahre, die Herzen erfüllende Freude.

Im nächsten Frühjahre feierte Peter mit Hanni Hochzeit, wurde Bäckermeister und ein wohlhabender tüchtiger Bürger der Stadt. Die kleine Marie blieb bei der Pflegemutter. Der alte Dienstherr der Kathi und der alte Gärtner machten Freundschaft und besuchten fleißig die Bäckersfamilie.

Die Mutter kehrte aber mit ihrer wiedergefundenen Tochter Katharina in die Heimat zurück. Sie hatte den großen Bauernhof, wie er war, verkauft und er warf ihnen eine solche Summe ab, daß sie anständig zu leben hatten. Dort nun, im heimathlichen Dorfe lebten Beide stille und suchten durch Gutes thun, so viel sie konnten, das gegebene Aergerniß gut zu machen. Katharina wurde die freiwillige Krankenpflegerin bei den Armen in der ganzen Umgebung. Dabei holte sie sich nach ein paar Jahren eine schwere Krankheit, von der sie nicht wieder genas. Das Volk nannte sie die „unglückliche Kathi“ und ehrte sie hoch um ihrer Busse Willen. Lange noch nach ihrem Tode beteten die Armen an ihrem Grabe; denen sie Gutes gethan, daß ihr Gott gnädig und barmherzig sei. Ihre Mutter folgte ihr auch bald nach. Sie ruht neben der Tochter.

Auf der Einfassung des Grabes der „unglücklichen Kathi steht der Vers:

„Die Sünde, die uns Lust verspricht,
„Ist süßes Gift — o trau ihr nicht!“